

# Das neue Ziel

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

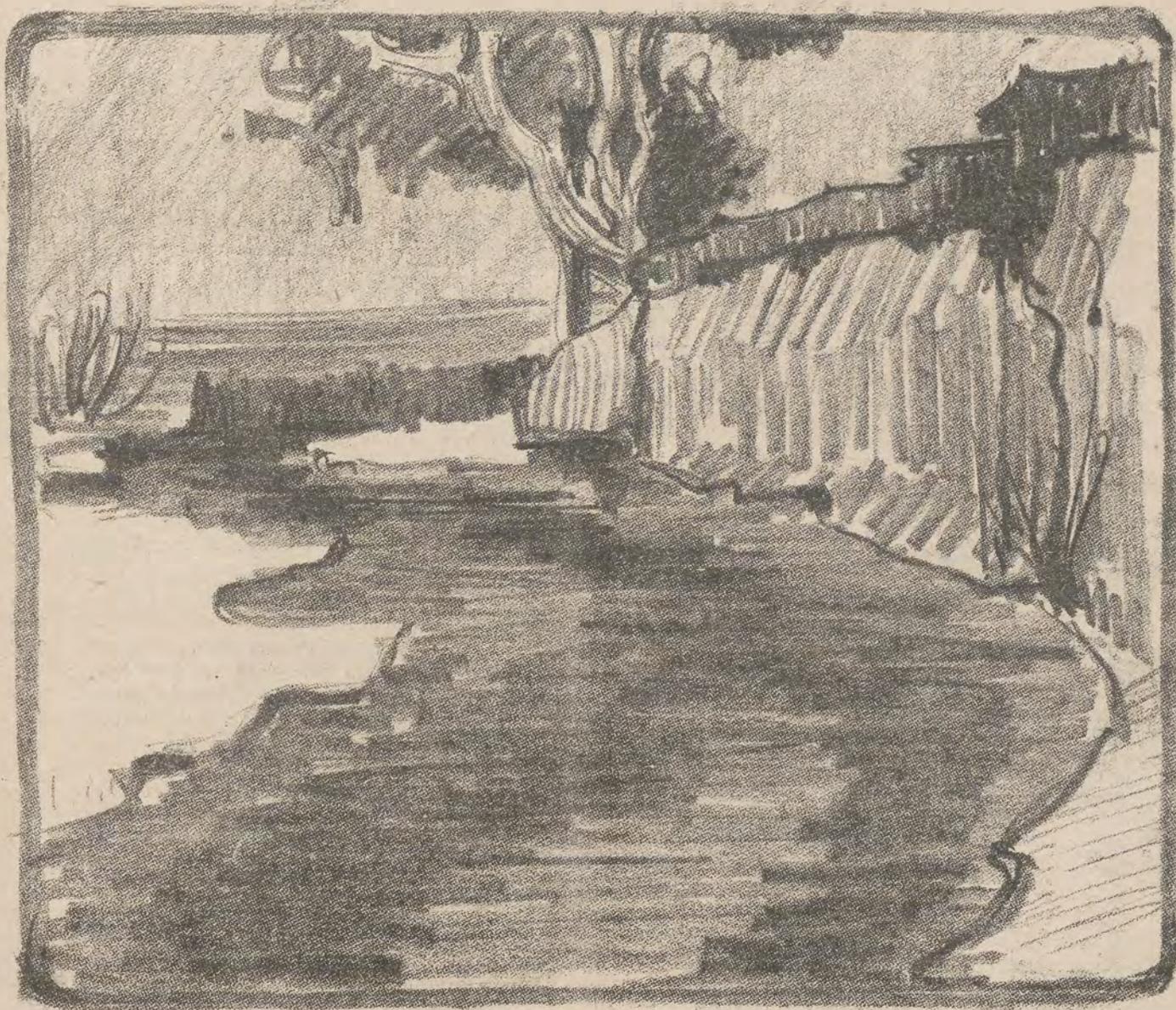
I. Jahrgang



Kronstadt März 1920



II. Heft



Helene Phleps: Lithographie.

## Richard Dehmel †

Aus Deutschland kommt die Trauerkunde: Richard Dehmel ist gestorben. Seit Mörike, Keller und Meyer Deutschlands größter Lyriker. Villencron und Dehmel waren die Wegbahner, die Führer und bedeutendsten Vertreter der modernen deutschen Lyrik.

Neben Villencron, dem urgeborenen, starken, derben, oft danebenhauenden, kritiklosen Dichter, steht Dehmel der tiefschürfende, grübelnde, schwere Dithyrambiker. Als Gesamtpersönlichkeit überragt er Villencron. Er ist der Repräsentant des auf Erleben der Individualität gerichteten Künstlerwillens. Oft gewaltsam, verbohrt und gesucht, oft aber auch hinreißend gewaltig, stürmisch-temperamentvoll und stets ein hartnäckig Eigener. Er ist kein Erbe und Epigone sondern ein Stürmer neuer Wege, Schöpfer neuer organischer Formen, aufbrausend, hart, frei und zügellos, in seiner Dichtung, wie im Leben:

„Ja, ich weiß woher ich stamme!  
Ungefättigt gleich der Flamme  
glühe und verzehr ich mich.  
Licht wird alles, was ich fasse,  
Kohle alles, was ich lasse:  
Flamme bin ich sicherlich.

Er ist dahingegangen, aber die verzehrende Flamme der Leidenschaft in seinen stahlharten Rhythmen, die nießscheähnlich grübelnde, tiefperspektivische Art seiner oft klassischen Formklarheit werden ewig leben.

E. S.



## Drei Gedichte

Von Richard Dehmel

## Der Arbeitsmann

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,  
mein Weib!  
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,  
und haben die Sonne und Regen und Wind,  
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,  
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:  
Nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,  
mein Kind,  
und über den Ähren weit und breit  
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn:  
oh, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,  
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:  
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,  
wir Volk.  
Nur eine kleine Ewigkeit;  
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,  
als all das, was durch uns gedeiht,  
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.  
Nur Zeit!

## Lied an meinen Sohn

Der Sturm behorcht mein Waterhaus,  
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,  
laut; so erwacht'ich vom Gebraus  
des Forstes schon als Kind.

Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:  
in deine ferne Wiegenruh  
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab ich auch im Schlaf gelacht,  
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht  
vom Sturm; bis eine graue Nacht  
wie heute kam.  
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,  
wie damals, als ich sein Getön  
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum  
sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;  
mein Sohn, in deinen Wiegentraum  
zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!  
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!  
horch, wie er durch die Kronen keucht:  
sei Du! sei Du! —

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,  
mein Sohn, dein alter Vater spricht,  
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:  
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!  
Horch, er bestürmt mein Waterhaus;  
mein Herz tönt in die Nacht hinaus,  
laut — —

## Die Harfe

Unruhig steht der hohe Kiefernforst:  
die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen.  
Lautlos und hastig ziehn die Krähn zu Horst;  
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen.  
Und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,  
als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,  
noch nicht bei euerm urweltlichen Ton  
die Arme hob und ins Erhabne spannte,  
ihr Riesenstämme rings.

In großen Zwischenträumen, kaum bewegt,  
erheben sich die graugewordnen Schäfte;  
durch ihre grüengebliebenen Kronen fegt  
die Wucht der lauten und verhaltenen Kräfte  
wie damals.

Und Eine steht, wie eines Erdgotts Hand  
in fünf gewaltige Finger hochgespalten;  
die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand  
und langt noch höher als die starren alten  
einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf,  
als wollten sie sich aneinanderzwängen;  
durch ihre Ruppen wühlt und spielt ein Krampf,  
als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen  
einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston  
und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen.  
Den kenn ich tief seit meiner Jugend schon:  
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:  
komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab ich mich nach einer Hand gesehnt,  
die mächtig ganz in meine Würde passen!  
wie hab ich mir die Finger wund gedehnt!  
die ganze Hand, die konnte Niemand fassen!  
Da ballt' ich sie zur Faust.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art  
mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen.  
Ich steh und prüfe die bestandne Fahrt:  
nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:  
zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht schüttel den starren Forst!  
schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben.  
In scheuen Haufen ziehn die Krähn zu Horst.  
Gib mir die Kraft, einsam zu bleiben,  
Welt! —



## Außenvorgänge

Otto Mächer (Orsova)

Der Strohhut des Schreitenden unten stach wie eine kreisrunde Scheibe vom Staube ab. Es war, als würde der Hut über das graue, gewundene Band des ausgefahrenen Weges hinweggeschleift, langsam, gleichmäßig — man sah nur die Beine des Schreitenden mechanisch vorstoßen, die Schulter wie einen Querstrich, und manchmal einen Arm, eine Hand vom Körper wegragen.

Der Weg war ein Schnitt zwischen weiten Maisfeldern. Und das Heer spielender Wedel, ungelentk schaukelnder kantiger Blätter dehnte sich bis zu einem Fluß. Links lief der Mais kurz, zu einem vergeblichen Ansturm einen Hang hinan. Von weißen, hellleuchtenden Gebäuden inmitten eines Waldtales nahmen die Felder ihren Ausgang, dichter aber umdrängte sie in der Ferne eine Anzahl kümmerlicher Steinhäuser in der Biegung des Flusses.

Ein Mädchen saß unter einem Baum am Wege. Es schien etwas zu erwarten, spähte aus, trat bald vor, krümmte sich wieder am Fuße des Stammes zusammen oder lehnte an der Wegböschung, flach hingeklebt an die vertrocknete Grasnarbe, als warteten die Glieder auf ein Aufsaugen durch den durstigen Boden.

Die Bewegungen des Schreitenden waren wie genau bemessene melodische Schwingungen. Er ging wie Menschen gehen, bei denen jeder Augenblick der Kultur ihrer Erscheinung gehört. Vielleicht dachte er auch so. Vielleicht griff auch sein Sinnen weniger formensicher nach dem Mädchen, das ihn erwartete. Er erspähte die Harrende.

Hinter Maisstauden barg er sich und betrachtete das Mädchen. Tiere beobachten wir so. Dann ließ er sich auf einen der gelben Kürbisse wie lauernd nieder.

In den Maulbeerwipfeln über dem Mädchen fielen Amseln ein. Gefräßig polterten sie in den Zweigen; da fielen zerquetschte Früchte nieder. Und immer, wenn eine Beere niederklatschte, fuhr das Mädchen darauf zu und steckte sie gierig in den Mund.

Der Lauernde neigte nachdenklich das Haupt. Vielleicht empfand er Widerwillen vor der gesunden Gier dieser Bauerndirne. Vielleicht auch sehnte er sich nach Frauen mit der wunderbaren Verfeinerung der Müdigkeit oder nach Mädchen mit dem sexuellen Ausbruch des gefesselten Leibes. Vielleicht . . . man sah nur, daß er nun den Kopf vorgeneigt hatte und zu Boden schaute.

Wie durch etwas Unangenehmes genötigt, trat er aus dem Maisfeld vor. Das Mädchen sah ihn augen-

blicklich und kam rasch auf ihn zu. Dann gingen die Bauerndirne und der Herr langsam den Weg hinauf.

Das Mädchen begann stockend zu sprechen. Es schien etwas sagen zu wollen, wagte oder konnte es aber nicht. Er spottete ihrer.

Doch allmählich wurde er schweigsam. Sein Denken schien gestört, sein Wesen schien entkleidet zu schauern wie schutzlos gegen einen Ansturm. Erstaunt und abwehrend betrachtete er die Landschaft. Und immer mehr schien ihn der Tag der Landschaft zu bedrängen, er mußte sich anstrengen, um dem Mädchen zu lauschen, das nun wohl traurig Befürchtungen aussprach. . . . War es nicht ein Schmerz, den ihm das Geschrill der Zikaden rings verursachte, der heiße Sommertag und das glühende Ragen der Berge. Er sah nicht hin, als wehrte er sich gegen das Strahlen weißer Felsen ganz oben, einer Schutthalde kahles Herabgreifen, des Waldes Verdichten in tiefe Schluchten und das sonnegepanzerte Blenden kurzer Wogen im Fluße.

Das Mädchen schien ihm nun alles gesagt zu haben. Es ward stumm und machte den Eindruck des Gedrücktheits. Da begann er überlaut auf sie einzusprechen, als wolle er etwas überschreien. Und es schien, als haßte er zornig nach dem Summen der Bienen um die Maiswedel, um die Bohnen, die gelben Kürbisblüten, oder als würde er einen Stein nach dem singenden Ortolan auf einem Strauche. Er trat heftig auf die Ranken der Melonen, die fürwitzig in den Wegstaub gekrochen kamen.

Doch er gewann seine Sicherheit wieder. Mit langsamen, verdeckten Worten machte er dem Mädchen einen Vorschlag, dem dieses aber verständnislos gegenüberstand. Da schied er rasch von ihr.

Trotz der immer steiler werdenden Sonne ging er hastig und mit zerfahrener Beweglichkeit. Dabei stieß er mit dem Stock fortwährend in den Staub, als wolle er etwas zerstoßen. Sein Kopf war so gesenkt, daß man um seine Mundwinkel den Ausdruck von Zorn und Widerwillen zu erkennen glaubte. Oder als würden hinter seiner Stirn Gedanken gleich Schlägen auftreten, die blitzartig leuchtende, schmerzende Linien hinterlassen.

Noch mehr neigte er den Kopf. Als wucherte des Tages und der Landschaft hohes Sein gleich einer schweren Last auf seinem Nacken, und es steigerte diese Last ein schon ganz in Licht aufgelöstes Berggehöft unter einem Gipfel, das hellgrüne Gewoge eines Haferfeldes, das Jodeln einer Stimme irgendwo in den Felsen und der herbe Geruch blühender Weinreben, deren regelmäßige Reihen sich an einem Hange breiteten.

Dann begann er mit einer eigenen Beweglichkeit zu schreiten. In seinem Gehen war etwas Stetes, stets Wiederkehrendes: da war es, als sähe man seine Gedanken klar gebreitet, als würde er, ruhig sprechend, erklären, daß zwischen ihm und der Bauerndirne, die ihm nichts als eine auf die Sinne wirkende Episode war, nichts werden dürfe, was ihn als höheres Ergebnis an sie band, und daß ihm der Gedanke Entsetzen bereite, es würde von ihm einst ein Wesen existieren, ein Mensch, in dem vielleicht etwas vom Resultat seiner Persönlichkeitskultur, aber auch Eigenschaften sein werden, die er von einer Seite erhalten habe, an die ihn nichts Seelisches, nur der Körper band. Und die er im Grunde verachtete, weil er sie zu mißbrauchen gezwungen war, weil er jedes Dasein, das ihn nicht aus Achtung anzog, mit seinem Nähern zugleich zurückstieß.

Er hatte noch immer den Kopf gesenkt, trotzdem er schon die um den Badeort führenden Promenadewege erreicht hatte. Fast den ganzen Badeort umkreiste er,



Herbert 3. Februar  
1920

Grete Csaki-Copony: Kinderkopf.

blieb manchmal stehen, schaute eine Weile unverwandt, zwischen den Buchen hindurch auf die Gebäude, die Ziergärten, die blanken Straßen, und ging dann wieder, als könne er das Gesehene nicht begreifen, weiter. Er tat wie einer, der sich in irgend ein Gewühl, in einen Kampf, in ein Wasser stürzen möchte, die rechte Stelle zum Eindringen aber nicht findet.

Wie ein Kügelchen, das, von irgend einem unsichtbaren Willen gelenkt, zwischen anderen, gleichen Kugeln hin und wieder rollt, so promenierte er abends im Kurgarten des Badeortes unter der Menge beim Musikpavillon auf und ab. Er ging nicht schneller als die andern; sein Schritt hatte die gleiche Ruhe, seine Gesten waren die gleichen wie die der übrigen. Er schritt neben einer Dame, deren steil aufragende Reiherfeder auf dem Hut den feinen Bug der Nase noch deutlicher hervortreten ließ. Sie sprachen. Bundblättrige und blühende Ziersträucher vertieften die Wärme des Abenddämmerns. Die Lichter, die schon stellenweise zwischen den Bäumen glühten, warfen einen fremden Schein, der von hellen Frauenkleidern, von dem Bleichen eines Springbrunnens bekämpft wurde. Die schmetternden Töne der Musik aber kamen wie eine Sturzflut grellen Lichtes von oben herab und fraßen sich in jeden Busch, in jedes Dunkel ein.

Der Herr und die Dame sprachen von etwas, was die Abendstimmung und die, der Umgebung nicht berührte. Sie beachteten es auch nicht, daß die Berge, die steil rechts und links der Hotels aufwuchsen, immer mehr zusammenzurücken schienen, als müßten sie sich zu einer schweren Masse schließen. Und wie der Himmel gleich einer schmalen Scheibe oben hing. Vielleicht fühlten sie es wie eine Einwirkung auf ihr Wesen, ihr Denken, ihr Schauen, daß zweier junger Mädchen feine Linien wie eine Erscheinung vor ihnen her immer mehr ins Dämmern glitt und der weiche Ton einer vollen Frauenstimme von einem verborgenen Wege her wie der Erinnerungsruf an ein einstiges, wunderbares Geschehnis erklang.

Der Herr sagte: „Nicht durch sein organisches, nur durch sein individuelles Sein gewinnt der Mensch die Lebensberechtigung. Es ist Atavismus, den Wert der kommenden Geschlechter nur nach der Kopfzahl zu schätzen, und nur das geistige Bewußtsein ihres Ichs sollte der Frau das Verlangen nach dem Kinde geben. Frauen, die auf einen neuen Menschen nicht ihre seelische Existenz übertragen können, sollten nicht Mütter werden dürfen, sollten als unnütze Parasiten der auf die Zukunft bedachten Menschheit betrachtet werden. Das wäre eine zeitgemäße Zuchtwahl.“

Der Reiherstutz auf dem Haupte der Dame bewegte sich kaum beim Schreiten, so exakt war ihre Haltung. Wie zu einer leichten Geste neigte sie ihr Gesicht nach vorn, da sie sagte: „Ja, jedes Kind sollte die Veredlung des seelischen Seins zweier Menschen sein. Sollte die Steigerung einer psychischen Natur Kultur bedeuten. Das wäre die ideale Zuchtwahl, die das hundertfach aufwiegen würde, was eine körperliche Degeneration der Menschheit herbeiführen könnte.“

Er schien erfreut, daß sie seine Gedanken erläuterte. Er sprach: „Es wäre für mich unerträglich, zu wissen, daß durch mich ein Kind entsteht, das mir geistig nicht ebenbürtig werden kann. Eine Frau, deren seelisches Sein ich nicht anerkenne, würde ich eher töten, als daß ich sie durch mich Mutter werden ließe.“

Ruhig und wie wenn sie den Extrakt ihres Denkens gleich Perlen vor sich hinbreiten würde, sprach sie wieder. Er aber begann nach einer Weile mit aufrichtiger Bewunderung vom Abend zu schwärmen.

Die nächsten Tage tauchte er gleich einem im schnell hinschießendem Fluße treibenden Holzstück bald da, bald dort auf. Man sah ihn weit draußen auf einem Promenadenweg, dann wieder auf einer Aussichtswarte unter einem Gipfel oder zu kurzem Verweilen auf einer Bank in den Anlangen eines Hotels. Auf der Gartenterasse eines Kaffeehauses saß er und schaute mit hochgezogenen Brauen in das Treiben, im Lesesaal des Kurbauhauses lehnte er an einem Bücherregal, und überflog hastig einige Zeilen eines Buches. Und als wären es nur kurze Wirbel, die ihn für eine Weile an eine Stelle bannten, sah man ihn nur allein hineilen, andere Spaziergänger überholend, sich aus der Menge rasch wieder lösend.

Als jagte ihn unruhiges Suchen, so benahm er sich. Nur einmal schien er einen Ruhepunkt gefunden zu haben, als er auf einem Waldweg einen toten Maulwurf erspähte. Da besah er das Tier, stand lange davor, grübelte reglos, trug dann den Kadaver abseits des Weges und verbarg ihn leicht unter Blättern. Nach einigen Stunden aber kam er zurück, nahm eine kleine, scharfe Lanzette, tauchte sie in den Leichnam und schraubte dann das Gehäuse vorsichtig wieder über die mit Leichengift versehene Spitze.

Am selben Tag kehrte er erst abends von einem Gang in die Felder unterhalb des Badeortes zurück.

Mehr als eine Woche blieb er noch im Badeort. Er machte aber keine Spaziergänge mehr, war immer in Gesellschaft und nahm an jeder Unterhaltung teil. Eines Morgens aber packte er wie durch etwas aufgeschreckt seine Koffer, ließ sich einen Wagen holen und fuhr zur Bahn.

Mit mißmutigem Gesicht wie auf zwecklos und langweilig verbrachte Tage zurückblickend, saß er im Wagen. Es war am frühen Vormittag, die Straße führte zwischen Fluß und Berghang talab, und die Sonne, die erst über einen Bergkamm stieg, ließ den Weg noch im Schatten. Links eilte der Fluß, von Bäumen besäumt, hin, manchmal um eine grell beschienene Sandbank sich windend, dann wieder ganz von Büschen verborgen.

Der Wagen fuhr langsam. Die Berge legten sich immer weiter zurück, als wären es Frauen, die abwehrend einer Annäherung ausweichen. Nun sah man links über dem Fluß eine graue Masse Häuser, vom Frühhauch überlastet, auftauchen. Der Fluß wurde breit und seicht, und flach ging jenseits das Ufer hinauf.

Auf einer Schotterbank sonnten sich badende Kinder. Bei einer Weide aber sah man zwei Weiber am Ufer stehen, vor ihnen im Wasser hockte eine Mädchengestalt, schwach und zusammengefunken. Ihr junges Gesicht war erschreckend mager; sie starrte mit geblendeten schwachen Augen über die Wellen den Fluß hinab und schauerte kaum, wenn sich die Frauen abwechselnd niederbeugten, um ihr mit flacher Hand Wasser über den Rücken rieseln zu lassen.

Der Herr im Wagen schaute gelangweilt hinüber; plötzlich aber zuckte er zusammen und wendete furchtsam sein Gesicht ab. Doch er sammelte sich, neigte sich erregt vor und fragte den Kutscher: „Was tun die dadrüben?“

Der Kutscher beschattete seine Augen mit der Hand, sah hinüber und sagte dann: „Die baden eine Kranke.“

„Eine Kranke?“

„Ja, ein junges Mädchen, das war sehr krank, eine Schlange oder giftige Biene hat sie in den Arm gestochen. Aber jetzt ist ihr schon besser.“

„Und das hat sie überstanden?“ fragte der Herr ganz fassungslos.

„Freilich!“ Der Kutscher lachte. „Bei uns leben ja die Leute wie die Tiere, aber sie sind auch zäh wie die Tiere.“

Der Kutscher kümmerte sich wieder um den Weg, der Wagen rollte schläfrig fort. Dann kamen sie bei der Bahnstation an. Der Herr stieg aus.

Am Fuße der Treppe, die zu den Wartesälen führte, stand eine Schar Bauern. Sie hatten ein Rind bei sich, über das sie sprachen. Der Herr schaute hilflos und furchtsam bald auf die Menschen, bald auf das Tier und drückte sich scheu an ihnen vorbei.



## Distanz

Von Franz Xaver Rappus (Temesvár)

Doktor Winklers Schritte wurden rascher und rascher. Der andere, der mit ihm durch den Nebeldämmer des Frühmorgens ging, faßte nach dem Arm des jüngeren Kollegen:

„Wir versäumen's doch nicht. . .“

Beide zogen die Uhren.

„Noch zehn Minuten.“

Aber Winkler kam bald wieder ins Laufen. Beim Stadthaus, das verdroßen und verwaschen auf dem Hauptplatz lag, schlug er den Kragen nieder und öffnete den Mantel.

Jetzt sah der andere von der Seite forschend in das blasse, ein wenig zuckende Gesicht.

„Mensch, was haben Sie denn nur? Regt Sie das so auf? Man sollte meinen — wo Sie im Feld waren. . . Und überhaupt: Sie kennen doch den Zauber.“

Ein kurzes, trockenes Lachen gab Antwort.

Später, als es auf dem kloßigen Biedermeierturm eben vier schlug, sagte Doktor Winkler unvermittelt:

„Ich habe die Erlaubnis“. Und prüfend griff er nach dem Stethoskop in seiner Brusttasche.

Sein Begleiter zuckte die Achseln.

„Ich bin sicher nicht sentimental. Aber ich glaube, den armen Hund sollte man in Ruhe sterben lassen. Wenn einer schon aufgehängt wird. . .“

Der Arzt blieb stehen und setzte seine Zigarre wieder in Brand.

Doktor Winklers Jochbeine glühten.

„Ihm ist's egal. Er merkt ja nichts. Doch die Wissenschaft bekommt vielleicht Aufschlüsse von Wert. Schon in der „Wochenschrift“ habe ich einmal angedeutet, daß sich der Tod Zeit läßt, mehr Zeit, als wir glauben.“

„Ihr Theoretiker. . .“ lächelte der andere. Und wieder blickte er den Kollegen aus dem Augenwinkel an.

Auf dem Richtplatz ging alles nach dem Schnürchen.

Durch den grauen, viereckigen Hof sickerte das Licht. Da standen die Funktionäre schon bereit — der Anwalt, der militärische Kommandant und der Henker mit seinen Gehilfen. Das Karree Soldaten säumte den Raum zunächst des hochragenden Pfahles in abgezirkelten Distanzen ein. Die Bajonette des Doppelpostens fingen das erste Sonnenleuchten, das knapp am Boden durch das offene Tor kroch, in zwei winzigen Blitzen auf.

Doktor Winkler warf den Mantel ab, wies sein Papier vor und schritt durch den Kordon. Jetzt, da er an Ort und Stelle war, fiel alle Unruhe von ihm. Er überlegte kurz die Vorbereitungen, die er für die nächste Stunde getroffen hatte, und fand alles in Ordnung.

Was dann kam, drang kaum in sein inneres Bewußtsein.

Der Delinquent glich einem kleinen Schreiber aus der Provinz. Wieder und wieder küßte er mit bloßgelegten,

schadhastem Zähnen das Kreuzifix, das ihm der Seelsorger entgegenhielt. Und es schien, als hätte er längst schon überstanden, was ihn erwartete. Sein Gang, seine Haltung — es war, als gehörten sie einem Nachwandler an. Die Stimme des Anwalts wehte wie ferner Vogelflug über ihn.

Dann packten die zwei Burschen zu.

Und im nächsten Augenblick — der Henker und die Gehilfen hatten oben und unten kaum den entscheidenden Ruck getan — lag Doktor Winklers Hörrohr auf der nackten Brust des Sterbenden.

Der Mann mit dem Instrument bebte nicht. Seine Augen schloßen sich weit auf, und die Finger der Linken, die untätig herabhing, waren zur Kralle erstarrt. Und sein Hirn saugte sich mit aller Krafft in die Kunde, die durch das Ohr drang, in die Kunde aus den dunklen Bezirken zwischen Leben und Tod.

Der Anwalt, der schon mancher Hinrichtung beigewohnt hatte, biß sich auf die Unterlippe. Er überlegte, wie unangebracht die Eile im Grunde war. Daß Arzt und Henker beinahe gleichzeitig arbeiteten, das hatte er noch nicht erlebt.

Als Doktor Winkler die Meldung über den Eintritt des Todes erstattete, sah er ihn fast feindselig an.

Und der Kollege von vorhin fragte beim Ausgang:

„Na, was Besonderes?“

Winkler drängte in seinen Wagen.

„Vielleicht sogar viel“, antwortete er.

Doch der andere verzog den Mund.

Passionen, was das sind. . .“ Nur mit Mühe schluckte er das Wort „Roheit“ hinunter.

Hinter Doktor Winkler jagte das Gefährt mit der Leiche des Delinquenten in die Klinik.

Es war keine Minute zu verlieren.

Um den Seziertisch warteten schon die Studenten. Ein Kollege von der Fakultät war mitgekommen, weil ihn die Kehlkopfveränderungen der Strangulierten interessierten.

Eine leichte Dampfwolke stob aus dem Leichnam, als Doktor Winkler den großen Schnitt vom Rinn über den Rumpf getan hatte. Die Brustmuskeln an den beiden umgelegten Lappen zuckten wie lebendiges Fleisch, und eine Darmschlinge, die hervorgequollen war, wand sich in peristaltischen Bewegungen, als ob sie weiter verdaute.

Im Nu war das Herz bloßgelegt.

Mit festgeschlossenen Lippen arbeitete der Anatom. Dann und wann sprach er nur ein kurzes Wort.

Die Zuhörer reckten die Hälsen und nickten. In ihren Gesichtern saß das Grausen vor dem Wunder, das Leben und Tod zugleich bedeutete. Und mancher Gedankenblick durchsengte die Weiten der ewigen Rätsel.

„Bitte“

Doktor Winkler tippte ganz leise mit der Pinzette an das Herzohr. Eine Viertelsekunde verging, und dann antwortete das Herz mit zwei deutlichen, kräftigen Schlägen. Die Kontraktionen waren unverkennbar.

„Es lebt also“, stellte Winkler fest. Und nach einer Pause, während er das Organ von den großen Adern trennte:

„Oder — ist die Kraft nicht Leben?“

„Reflexe“, murmelte einer für sich.

Wieder hob Doktor Winkler den Blick für einen Moment.

„Ohne Leben kein Reflex. Es ist nur ein anderes Wort.“

Eine Minute später hielt er das Herz, losgelöst von allem Beiwerk, auf der flachen Hand und zeigte es im Kreise herum.

Noch immer ging über den dunkelroten Fleischklumpen ein rhythmisches Geflirre. Ein leuchtender Blutstropfen sprang plötzlich aus dem offenen Stumpf des Hauptgefäßes und rann über den Gummihandschuh des Arztes.

Instinktiv wichen die jungen Menschen zur Seite. Sie wußten nicht warum, aber jeder fühlte fest, daß der Arme, bei dem der amtliche Tod vor einer halben Stunde eingetreten war, immer noch lebte. Darum kreiften sie vorsichtig um den roten Punkt auf dem Steinboden und vermieden es, nach dem Herzen zu sehen, das immer noch ruckte und zuckte.

„Er stirbt so schwer“, sagte einer wie im Traume.

„Wenn er überhaupt stirbt“, ergänzte Winkler. Und dann:

„Das wollte ich nur in Erinnerung gebracht haben.“

Auf dem Heimwege meinte ein blonder, blasser Student zu seinem Begleiter:

„Ich werde vielleicht doch umsatteln. Wenn man bedenkt, daß man als Arzt Nerven braucht, wie der Winkler sie hat, — und wenn ich mich in seine Lage versetze: heute bei der Hinrichtung und jetzt...“

„Ist alles Wurscht!“ entgegnete der zweite, dem ein frischer Renommierschmiß über das Gesicht lief. Er lachte ungeschlacht: „Der Mensch ist ja doch nur eine andere Art Vieh.“

Als Doktor Winkler mittags nach Hause kam, lief ihm sein sechsjähriges Töchterchen weinend entgegen.

Die junge Frau erklärte:

„Es ist nicht so schlimm. Ada hat sich im Garten einen Dorn in den Finger gestochen.“

„Da, da...“ Und die Kleine streckte dem Vater das kranke Pfüßchen entgegen und heulte zum Steinerweichen.

„Werden wir gleich haben.“

Im Privatordinationszimmer wählte Doktor Winkler lange unter den Instrumenten, bis er das richtige fand.

„Die Spitze wird drinstecken...“ sagte er und betrachtete den wehen Finger.

Dann faßte er nach der Pinzette. —

Ada hielt still wie ein Engel.

Aber seltsam, seltsam: die Hand, die vor einer Stunde noch unbeirrt und sicher in Menschenfleisch gewühlt hatte, zitterte jetzt, als gehörte sie einem Betrunknen. Der Arzt wechselte die Stellung, stützte den Ellbogen auf den Tisch, versuchte es mit der Linken: alles umsonst. Ein Krabbeln von oben bis unten machte den Arm unsicher und wie betäubt.

„Zu dumm so etwas!“

„Laß mal sehen...“

Frau Grete drängte ihren Mann zur Seite und erledigte die Operation in einer knappen halben Minute. Der Fremdkörper, ein winziges Pünktchen lag auf der Glasplatte.

Kindlicher noch als das Kind lächelte der Vater. Und er küßte der Kleinen geheilten, rosigen Finger.



## Fünf Silhouetten

Von Ernst Jekelius (Hermannstadt)

Im Extrazimmer der „goldenen Birne“ zu Graz ging es am Sonnabend immer sehr hoch her. Während draußen ein eisiger Dezemberwind durch die Straßen fegte, saß man, d. h. die Gesellschaft der „Unentwegten“ in dem behaglich erwärmten und durchleuchteten Salon

zu löblichem Tun fröhlich beisammen. Es waren Ableger der Künstlergesellschaft „Schlaraffia“, die im übrigen im eigenen Prunksaal des Hotel „Erzherzog Johann“ ihre offiziellen „Sitzungen“ abhielt: Maler, Schauspieler, Offiziere, Studenten etc. — eine kreuzfidele Bande, der natürlich auch allerlei Weiblichkeit angegliedert war. Der Mittelpunkt aber war damals, als diese kleine Geschichte sich entwickelte, Marietta Führinger, eine kleine Schauspielerin, geschmeidig wie eine Wildkage und ebenso wohl erzogen und beherrscht, wie eine solche. Sie war eine Wienerin und stammte aus einem recht liederlichen Milieu: der Vater war Kellner in einem Vorstadtvariete, die Mutter Garderobiere ebendasselbst. Die verdienten viel, aber alles zerrann einem leichtfertigen, genußtrohen Leben. Die kleine Mizzi, das einzige Kind, kam schon mit 7 Jahren zum Kinderballett ins „Theater an der Wien“, fiel mit 13 Jahren in einer kleinen Rolle durch ihr Talent auf, wurde mit 16 Jahren in die Provinz geschickt, um sich abzuschleifen und nun im 21. in Graz, der Vorstufe zu Wien, gelandet, wo sie selten etwas Rechtes zu spielen bekam, weil die guten Rollen in festen Händen waren und sie überdies, zwar unheimlich intelligent und schauspielerisch hervorragend begabt, andererseits bei allem Ehrgeiz und hochgradiger Eitelkeit weder Fleiß noch Ausdauer besaß, sich auch keiner Autorität oder Disziplin zu beugen im Stande war — eine echte Bohemienne! Den Männern gefiel sie ganz ausnehmend mit ihrer pagenähnlichen Gestalt, dem aparten Bubengesicht, auf dem stets Sonnenschein lag, und den großen, rätselhaft flimmernden, blauumschatteten, bernsteingelben Augen. Der größte Reiz lag freilich in ihrem durchaus liebenswürdigen, humorvollen Wesen und ihrem heißblütigen Temperament, neben dem etwas wie Schwermut oder Langeweile unmöglich aufkommen konnte. Aus ihrer Vergangenheit läßt sich leicht darauf schließen, daß sie das, was man ein ethisches Gewissen nennt, absolut nicht besaß. Von der Dirne aber schied sie eine unüberbrückbare Kluft: für Geld und gute Worte war sie nicht zu bekommen, bei weitem nicht. Gefallen mußte ihr einer, nach andern fragte sie nicht. Geschah dies aber, dann mußte er, so lange die Laune ihres Blutes oder auch nur ihrer Nerven dauerte, ihr gehören, ob er nun wollte oder nicht. Aber meistens wollte er.

Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, hatte sie an einem jungen blonden Riesen, einem Kerl von Stahl Feuer gefangen, den man in der Stadt „Jungsiegfried“ nannte. Er war der Sohn des reichen Bierbrauers Obermaier, dem Namen nach im Betrieb beschäftigt, in der Tat hatte er aber nichts anderes zu tun, als sich seines Lebens zu freuen, was er ausgiebig und ziemlich töricht besorgte, mit Sport, den er leidenschaftlich liebte, und den Weibern, die ihm wie die Hündchen nachliefen — mit Auswahl natürlich! Er war ein ganz simpler Naturmensch, völlig dem Animalen zugewendet, einer, der jeden, den er eine Viertelstunde her kannte, seine stramme Muskulatur und die Leere seines Wesens fühlen ließ. Man wunderte sich eigentlich, daß die kluge, feinnervige Marietta damit vorlieb nahm, oder es war einmal so oder schien es wenigstens zu sein. Das hinderte aber bei ihren und dieses flotten Kreises Gepflogenheiten nicht, daß sie auch mit andern ausgiebig flirtete, besonders aber mit dem Journalisten Carlo Bentini, einem braunen schwarzen Halbtaliener — er hatte eine deutsche Mutter und deutsche Erziehung — klein, schwächlich und schmalbrüstig, mit funkelnden Zigeuneraugen über der viel zu großen Hackennase, und einem prachtvollen Raubtiergebiß in dem weiten, vorstehenden Mund des grotesk-häßlichen Gesichtes. Aber

in dieser Karikatur von einem Menschen loderte ein unheimliches Feuer von Geist, Witz und Sinnlichkeit. Immer wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch war er anzuschauen und es war ein Hauptgenuß für den Kreis, den sprühenden Wortgefechten zwischen ihm und Marietta zuzuhören. Mochten sie nun über ein Theaterstück und seine Darstellung, über ein Bild, ein Buch, eine Landschaft oder einen philosophischen Satz streiten oder auch nur an ein Salzfaß oder eine ins Bier gefallene Fliege ihre kuriosen Betrachtungen knüpfen, — immer gab es einen Funkenregen von aparten Bemerkungen und Eines entzündete sich immer am Andern. Und einmal sagte Marietta nach so einem Florettduell mit einem komischen Seufzer: „Schade, daß man Euch zwei — sie meinte Carlo und Franz, den Bierbrauer — nicht miteinander mischen kann, das wär' dann der Richtige für mich“.

Da war dann noch Martin Wengert, ein Siebenbürger Bauernsohn, der seit kurzem hier als Buchhandlungsgehilfe tätig war, ein äußerlich recht reizloser, flachshaariger, sommersproßiger Geselle, naiv, weltfremd und voll phantastischer Ideale. Er hatte Marietta als „Jessika“ im „Kaufmann von Venedig“ gesehen und seither war es mit ihm aus und geschehen. Ein ihm befreundeter junger Schauspieler mußte ihn als „Pilgrim“ (Gast) in der Schlaraffia einführen und so gelangte er auch zu den zwanglosen Abenden in der „goldenen Birn“, wo er Marietta in einer scheuen, linkschen, aber überschwänglichen Weise anbetete, die in diesem Milieu lebhaftere Heiterkeit erweckte, bei Marietta aber sichtlichen Eindruck machte. Sie war es gewohnt, angeschwärmt und begehrt zu werden, aber erst, so ganz ernst, aus der innersten Tiefe der Seele ernst hatte sie noch keiner genommen. Auch reizte sie die Unschuld und unverbrauchte Frische dieses Jungen aus dem Bärenlande. Und so machte sie diese Art, wie ein Heiligtum angebetet zu werden, unsicher, verlegen, trieb ihr manchmal, wenn er mit ihr sprach wie ein Sklave zur Herrin, die Röte ins Gesicht, was die schallende Heiterkeit der Runde erregte. Martin aber fühlte sich beglückt, denn er meinte, daß er allem Anschein nach tiefer auf Marietta gewirkt hatte als seine Rivalen.

Die regelmäßige Situation war aber nun die folgende: Franz, der Coetus possidens, saß als Präses an der Spitze der langen Tafel auf dem Sofa von schwarzer Wachsleinwand, rauchte aus seiner kurzen englischen Pfeife, sprach eifrig dem Puntigamer Bier zu und schwieg hartnäckig. Sie und da schweiften die Blicke unter scheinbar müden Lidern — das war sein Ausdruck selbstbewußten Stolzes — ans andere Ende der Tafel, wo ihm gegenüber Marietta saß, lachend, schäkernnd und flirtend, links Carlo, rechts Martin. Was er dachte oder was ihm wenigstens im Halbbewußtsein lag, ist zwar recht schmähslich, aber es muß gesagt werden, weil es zu dieser Geschichte naturnotwendig gehört: „Regt sie nur auf, um so heißer wird sie dann in meinen Armen liegen.“

Und so sicher war er seiner Sache — oder reizte ihn, den Sportsmann, die Gefahr? — daß er die beiden Nebenbuhler mit Marietta zusammen zu sich einlud, allerdings in später Nachtstunde, als sie von einem Maskenball aus der Industriehalle in seinem Jagdwägelchen heimkamen und Marietta noch Lust auf echten Sekt hatte. Sie sah in ihrem Kostüm als Falkonier sinnbetörend aus und von diesen schlanken, von mausgrauem Tricots umspannten Beinen mochte in dieser Nacht noch Mancher geträumt haben. Man trank Mumm, dann Tschai und Absynth, türkischen Kaffee, um am Ende wieder zum Champagner zurückzukehren. Aber während dann Franz und Carlo im Nebenraum des luxuriös ausgestatteten

Speisezimmers über ein paar kostbare Waffen in ein angeregtes Gespräch geraten waren, drehte sich Marietta aus dem Schaukelstuhl, in dem sie sich von Martin wiegen ließ — blos der Pfauenwedel fehlte! — plötzlich um, machte ihm ein stummes Zeichen und als er sie zur Statue entgeistert anstarrte, flüsterte sie ihm leise zu: „Abfahren!“, sprang auf, ergriff ihn am Rockärmel und — endlich hatte er kapiert, — nun machten sie sich auf den Fußspitzen fort. Diese Nacht endete in dem ärmlichen Boudoir Mariettas und so glutvoll war ihre Hingabe, daß der frauenferne Martin in verhängnisvollem Irrtum als seinem Wesen geltend nahm, was blos seinem Mannesstum geschenkt worden war — und sich, tief beglückt, schrankenlos geliebt glaubte.

Aber eine zeitlang blieb sie nun, von dem Wehrauch seiner heiligen Schwärmerei betäubt, in seinem Banne. Und sie träumten zusammen von einem tiefen Wandel ihres Wesens: wie sie nun von dem lockern, ach so nichtigen, zerstörenden Leben lassen, sich ganz der Kunst zuwenden, und eine berühmte Schauspielerin werden wolle. Aber ihr Rausch währte nicht lange, sie sehnte sich bald wieder nach dem tollen Treiben, der „Unentwegten“, nach Champagner, nach durchlanzen und durchjubelten Nächten und — nicht gewohnt, sich irgend welchen Zwang aufzuerlegen, war sie rasch wieder im alten Fahrwasser.

Martin stand tief bestürzt vor dieser ersten, schweren Enttäuschung seines Lebens. Er wollte nicht daran glauben, kämpfte dagegen, spürte aber doch schon das Vergebliche seines Tuns. Und klammerte sich mit allen Fasern seiner einfachen Natur an jeden Strohalm, den ihm ihre Sinnlichkeit zu Zeiten zuwarf. Noch gehörten ja die Sonntagnachmittage ihm, da saßen sie in ihrem Zimmer, spannen an ihren Träumen, aber schon langweilte sie sich, hatte kaum noch mehr Mitleid mit ihm, suchte es aber ihm und sich selbst durch heiße Zärtlichkeiten zu verbergen.

Aber eines schönen Maitages klingelte er vergeblich bei ihr an und die Hausfrau meldete ihm mit höhnischer Grimasse, daß Franz Marietta in seinem Wagen zu einer Fahrt nach Maria Grün abgeholt habe. . .

Und am nächsten Morgen fand man Martin mit durchschossener Schläfe in einem Gebüsch hinter dem Hilmteich. Er hatte keinem etwas gesagt, auch nichts Schriftliches hinterlassen, aber niemand von den „Unentwegten“ zweifelte daran, daß ihn die Untreue Mariettas in den Tod getrieben hatte. Sie selbst schien ins Innerste getroffen, totenbleich, an allen Gliedern zitternd kam sie vom Leichenbegängnis heim, warf sich auf ihr Bett und überließ sich wilder Verzweiflung.

Da kam Gräfin Džinska angefahren. Das war eine schwerkreiche Polin, ein Weib an der Grenze der Vierzig, groß, üppig, mit kohlschwarzen Augen, tiefer Stimme und einem Schnurbartanflug über der Lippe. Sie pflegte diese männlichen Züge — man hieß sie darum in den Lebekreisen der Stadt den Prinzen Drlovsky — noch zu verschärfen, indem sie bei intimen Unterhaltungen in hohen Stiefeln und in schwarzen Samtpluderhosen erschien. Auch in der Herrengasse sah man sie mitunter so gekleidet auf dem Abendkorsso, das bizarre Kostüm durch einen langen schwarzen Radmantel der Neugier der Straße entziehend, mit einem Kalabreßer auf den dunkeln Locken. Sie liebte schwere Havannahzigarren, vierfach gesternten Cognac und schlanke junge Mädchen. Marietta aber war ihr Liebling. Kaum hatte man ihr das Geschehene berichtet, so ließ sie ihr blaueidenausgeschlagenes Coupee anspannen, fuhr zu ihr und holte sie halb mit Gewalt in ihre Villa in der Beethovenstraße. In ihrem feenhaft eingerichteten Boudoir

auf einer Totmäne — himbeerroter Atlas, Eisbärenfell — bettete sie Marietta, setzte sich davor auf ein kleines Taburet und bereitete ihr eigenhändig mit ihren fetten, weißen schwerberingten Fingern den Thee, immerzu in hartem Deutsch auf die leise Weinende einsprechend: „Unsinn, mein Liebling, Unsinn! Ein Dummkopf! Und du bist gar nicht schuld. Und wenn auch — so ein Dummkopf — gar keine Nuancen. — Ein siebenbürgischer Bär! Und wir alle haben dich lieb, mein Vögelchen. Unsinn!“ Und sie streichelte ihr mit zitternden Händen das bleiche, tränenfeuchte Gesicht und die offenen blonden Flechten. Marietta aber blickte sie fieberdurchrüttelt aus weit aufgerissenen Augen an: „Alles eins! Aber er war rein, er glaubte an mich und ich habe ihn in den Tod getrieben“.

Marietta ist keine Künstlerin geworden. Im nächsten Winter schon holte sie sich auf einer tollen nächtlichen Schlittensfahrt nach Gösting eine Lungenentzündung und starb in der Blüte ihrer Jahre. Vielleicht, wenn ihr künstlerischer Drang um ein paar Grade stärker gewesen, wenn die Hemmungen ihres von weiß Gott welchem Ahnen überkommenen Triebens etwas geringer gewesen oder wenn sie nur zur rechten Zeit in die rechten Hände gekommen wäre, vielleicht wäre dies reichbegabte, gutherzige, bei allen Verirrungen durchaus lebenswürdige Geschöpf eine Künstlerin geworden. Vielleicht . . . wenn . . . aber wer kann es sagen? Die Seele ist ein weites Land und die Menschen wissen nichts von uns und wir nichts von ihnen.



## Musikalischer Zeitbericht

Von Emil Rücker

Die erste — und einzige — rumänische Musikzeitschrift ist eingelangt: das Jännerheft der in Bukarest erscheinenden „Muzica“. Bis auf den Kritikteil ist das ganze Exemplar einer Kundfrage bei den Fachkapacitäten — einem alten Sensationsusus französischer Zeitschriften — gewidmet, nämlich: „ob es eine rumänische Musikschule gibt? und ob andererseits, die rumänische Volksmusik einer musikalischen Entwicklung fähig sei?“ — Natürlich stehen die 22 Seiten füllenden Antworten auf ganz verschiedenem geistigen Niveau. Die Antwortgeber divergieren in ihren Ansichten vielfach; auch scheinen nicht alle derselben Kompetenz zu sein.

So befindet sich Herr Nona Ottescu, der Direktor des Bukarester Conservatoriums auf einem mehr skeptischen Standpunkt: er bestreitet das Bestehen einer rumänischen Musikschule und hält sehr wenig von den Entwicklungsmöglichkeiten der rumänischen Volksmusik. Herr Zirra, Konservatoriumsprofessor, — gelangt zu derselben Ansicht:

„So eignen sich — die rumänischen Volksmusikproduktionen — zu kontrapunktischen Spekulationen etc., doch bringen sie einen vulgären Geruch mit sich, der nicht zu bannen ist.“

Zu diesen — wohlbegründeten — Ansichten kontrastiert die Antwort des Herrn Euclin auch Conservatoriumsprofessors — der kurz und bündig, ohne jede Erläuterung alles aufzählt, was man aus rumänischer Volksmusik machen kann.

1. „Potpourris.“
2. „Rhapsodien“, — „Dramen“, — „Phantasien“, — „Duverturen-Potpourris“ (?)
3. „Symphonien“, — „Symph. Gedichte“, — „Duverturen-Sonaten.“ (?)

Die gesündeste Ansicht vertritt — nach einer vornehmen, stilvollen Darlegung — Herr Alfred Alessandrescu, der den Musikern vorschlägt, zwar nicht die Nationalmusik direkt in ihre Kompositionen zu übernehmen, sondern in nationalem Sinne ihre Themen zu dichten.

Der Recensionsteil stellt die Entwicklung des Bukarester musikalischen Geschmacks in ein sehr günstiges Licht. Auf den letzten Konzertprogrammen standen u. a. folgende Werke: die Eroika, die Fünfte und die Siebente Beethovens, die Duvertüren zu „Tristan“ und „Lohengrin“, eine Symphonie von César Franck; dann Werke von Berlioz, Tschairowsky. Auch eins vom leeren Borodin. Originalwerke: eine, scheinbar unter Straußischem Einfluß stehende symph. Dichtung, „Didona“ von Alf. Alessandrescu.

Was jedoch die Kammermusik betrifft finden wir folgende vielsprechende Notiz:

„Das Nottaraquartett gab seinen 5. Abend im „Mozartsaal“. Die unermüdblichen Musiker, die nichts in ihrem lobenswerten Propagandawerk entmutigen kann, — nicht einmal die empörende Gleichgültigkeit des Publikums, — gaben in ausgezeichnetem Zusammenspiel das schwierige Harfenquartett Beethovens wieder!“

Der Auslandteil dieses interessanten Recensionsabschnitts bietet verschiedenartige Attraktionen.

Die jüngsten Konzerte in Paris brachten: Beethovens Violinkonzert, Eroika, vier Violinsonaten, Esdurkonzert, Mozarts Jugendsymphonie in A-moll, ein Klavierkonzert von Schumann. So nebenbei gab es auch eine Symphonie — in A-moll — des englischen Componisten Eduard Elgar. Das Urteil des Pariser Kritikers Jean Chantevoine zitiere ich.

Die Symphonie war des Konzertes Widerstandspunkt — dem ein Teil des Publikums auch nicht widerstand. . . Das ehrwürdige Werk dauert fünfzig Minuten — mit der Uhr in der Hand, und dürfte ohne Uhr auch noch länger dauern. Sicher hätte uns die moderne englische Schule bessere Seiten liefern können, um unser Interesse für die Kunst unserer trefflichen Allierten zu gewinnen.“

In Chicago starb der bekannte Dirigent Cleofonte Campanai, der sich um die Förderung der Musik in Amerika die größten Verdienste erworben haben soll. Die Trauerfeierlichkeit wurde im Theater „Studitorium“ abgehalten. Der Vorhang hob sich langsam. Mitten auf der Szene erschien der Katafalk; hinten als Dekor die Kathedrale aus Parsival. Dann begann die Trauermusik. Prelude von Saint Saens, Requiem von Verdi, Trauermusik von Bizet, Stabat von Rossini. Jedoch zum Schluß mußte der bedauernswürdige, tote Maestro noch eine Symphonie von Tschairowsky über sich ergehen lassen. Alsdann wurde vor dem Sarge defiliert.

In Köln wurde die „Frau ohne Schatten“ aufgeführt, die jüngste Partitur von Richard Strauß. „Der Erfolg war jedoch mittelmäßig und mit Recht, denn, hier zeitigt Straußens Erfindungskraft nichts besonderes. Obwohl er viele melodische Absichten hat, fehlen seiner Melodie Kraft und Originalität.“

Ob dieser Ausspruch großer Unwissenheit oder kleiner Bosheit zu verdanken ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Es wäre anmaßend einen Richard Strauß verteidigen zu wollen; ich bemerkte jedoch, daß die kompetente Auslandskritik (Musikblätter des Wiener „Anbruch“, Heft 1) dem Werke bewundernd gegenüber stand, in der „Frau ohne Schatten“ die Vorzüge des „Rosenkavalier“ potenziert findend. Das Zusammenarbeiten von Strauß und Hoffmannsthal, dem Mitkomponisten — denn Musik und Dichtung sind wie aus einem

Guß — scheint erst jetzt auf den gewünschten Weg geraten zu sein! Hier einige Züge dieses Werkes. Dem Text scheint Hoffmannsthal sein kleines Drama „Der Kaiser und die Heze“ (1897) zugrunde gelegt zu haben. Die Oper bringt eine Variierung des obgenannten Dramas: „Ein Kaiser ist an ein Wesen aus der anderen Welt gebunden, will sich aber von ihm befreien und kann dies auch, wenn er die Heze sieben Tage lang nicht berührt.“ Straußens Musik verblüßt zuerst durch ihre knappe Präzision: wenige Takte genügen auch zur Einhüllung. Charakteristisch in der Oper sind: die Einschlebung lyrischer Teile ins Dramatische; die äußerst einfach-kühne Instrumentierung; der äußerste Stimmumfang bei Sopran und Alt; der gänzlich freie, vom Takt losgelöste Rhythmus des Gesanges; die Hervorhebung der wichtigen Worte durch den Stillstand des ganzen Orchesters; das Gipfeln der meisten Szenen in Terzeten, Quartetten zc., — dies wohl keine Neuerung — ja auch Kinderchören. Lang war der Weg Straußens bis zu dieser — seinem Ideal nun ganz nahen Form: Symphonische Dichtung, Feuersnot, Salome, Elektra-Rosenkavalier. Wie naiv, wie kindisch-boshaft ist es doch, Strauß nach seinen „melodischen Absichten!“ abfertigen zu wollen. Was der Herr in der „Musika“ versuchte, hat jedoch auch einmal ein deutscher Parteikritiker (Dr. Göhler in der Zukunft Nr. 42/907) auf 15 kleingedruckten Seiten zustande gebracht!



## Drei Gedichte

Von Leo Greiner

### Waldgespräch

Hoch in den Kronen rauscht der Wind,  
da wir tief unten in der Stille sind.  
Wie ruht sich's süß in überraschter Stille,  
die uns're Seelen langsam liebgewinnt  
und immer kühlender um sie die Hülle  
verstaubter Schlafgewebe spinnt.  
Wenn so das Leben im verlorenen Rauschen  
verwildert dunkler Wipfelstraßen irrt,  
zu flüchtig um zu uns herabzulauschen,  
in uns'rem Haar zu leisem Spiele wird  
dann naht dem Leid der Schlaf. Und das Verzichten  
hat keine Schwere mehr, wird süß und weit,  
ein Wunder, welches stille Kraft verleiht,  
sich wie ein Glücklicher zurückzudichten  
in Kindheitssehnsucht: treu und traumbereit.

### Liebe

Wir sind zwei Schatten, die aus Welt und Welt  
an einem Eschenbaum zusammentrafen.  
Wir glitten einsam im entrückten Feld  
und suchten späte Herberg, um zu schlafen.  
Und standen einen tiefen Augenblick  
uralt bekannt uns gegenüber  
und grüßten uns und wuchsen bis ans Glück.  
Dann sanken wir hinüber und herüber  
zerfallend in die alte Nacht zurück.

## Im Traumhaus

Wir sind des Traumes Gäste,  
wir feiern stille Feste  
in seinem goldnen Haus:  
Die Tische stehn voll Früchte,  
die Wände stehn im Lichte,  
die Fenster im Gebraus.

Willst du die Früchte essen,  
die du so nah bejessen,  
zerfallen sie zu Staub.  
Die hellen Wände weichen,  
und alle Lichter bleichen  
und blättern ab wie Laub.

Der blaue Mond verwittert,  
der Wein ist dir verbittert,  
das Gold des Bechers blind.  
Und du begehrst, wir fänden  
den Schlaf, in dessen Händen  
die ewigen Träume sind.



## Anekdoten

Von Nicolos Chamfort

D'Alembert sprach mit einem berühmten Professor der Rechte aus Genf über Voltaire. Der Professor rühmte das universelle Wissen des Meisters und fügte hinzu: „Ich finde ihn nur im öffentlichen Recht etwas schwach.“ — „Und ich in der Geometrie“, sagte d'Alembert.

Ein paar junge Herren vom Hofe waren bei Herrn von Coeslans zum Souper geladen. Man sang ein etwas schlüpfriges Lied, das aber noch nicht eigentlich unanständig war. Gleich darauf begann Herr von Fronsac so haarsträubende Kouplets zu brüllen, daß selbst seine Gesellschaft Augen machte. In das verlegene Schweigen rief Herr Coeslans: „Zum Teufel, lieber Fronsac, zwischen dem ersten Lied und diesem liegen zehn Flaschen Champagner!“

Die Gabrielli, eine berühmte Sängerin, verlangte von der Kaiserin Katharina fünftausend Dukaten für zwei Monate, die sie in Petersburg singen sollte. „Ich zahle keinen meiner Feldmarschälle so“, antwortete die Kaiserin. „Dann brauchen Ihre Majestät ja nur die Feldmarschälle singen zu lassen“ antwortete die Sängerin. Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe.

Abbé de Fleury war in die Frau Marschall de Noailles verliebt, wurde aber sehr geringschätzig von ihr behandelt. Als er Premierminister geworden, bat sie ihn einmal um etwas und er erinnerte sie an ihre Härte. „Oh, Monseigneur“, antwortete sie naiv, „wer hätte das damals wissen können.“

Fox, der ein leidenschaftlicher Spieler war sagte: „Das Spiel hat zwei große Reize: Das Gewinnen und das Verlieren.“

La Fontaine hörte einmal, wie man das Los der Verdammten im Höllenpfuhl beklagte, und meinte: „Nun ich hoffe, sie gewöhnen sich daran und fühlen sich schließlich so wohl, wie die Fische im Wasser.“

Lord Hamilton, ein recht sonderbarer Herr, betrank sich einmal in einem Wirtshaus, schlug den Kellner tot und kam nach einer Weile wieder, ohne daß ihm der Vorfall zu Bewußtsein gekommen. Der Wirt stürzte voll Entsetzen auf ihn zu: „Aber Mylord, Sie haben ja den

Kellner getötet!" Der Lord antwortete lallend: „Schreiben Sie ihn mir auf die Rechnung“

Fräulein Duthé hatte einen ihrer Liebhaber verloren, ein Ereignis, das Aufsehen erregte. — Ein Herr, der sie daraufhin besuchte, fand sie beim Harfenspielen und äußerte in überraschtem Ton: „Wie? — Ich war darauf gefaßt, Sie in Verzweiflung zu finden.“ „Oh“, sagte sie pathetisch, „Sie hätten mich gestern sehen sollen!“



## Charles Darwin und sein Verhältnis zur Dichtkunst und zur Musik

Von Julius Römer

Die nachfolgenden Zeilen wollen nicht das im „Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt“ zwischen Dr. Karl Ungar und Prediger Hans Wagner ausgefochtene Tournir wieder ansuchen, da ihr Schreiben schon seit lange über das Thema: „Wissen und Glauben“ auf Grund der Altenburger Rede Haeckels und im Sinne des bekannten Spruches von Theodor Storm über den Glauben und den Zweifel zu abschließender Klarheit gekommen ist. Er beabsichtigt bloß Charles Darwins Wertung der Dichtkunst und der Musik kurz zu besprechen und daran eine vielleicht nicht unangebrachte Schlußfolgerung zu ziehen. Er fußt dabei auf Darwins Selbstbiographie und den Mitteilungen des Sohnes Francis Darwin, wie sie im 14. Band der gesammelten Werke Darwins in der autorisierten Übersetzung von J. W. Carus enthalten sind.

Als Schüler in der großen Schule und dem Internate des D. Butler las Ch. Darwin sehr gerne poetische Werke. Stundenlang saß er, vertieft in Shakespeares historische Stücke, in einer Fensternische der dicken Schulmauer. Auch Thomson's Jahreszeiten, so wie die damals veröffentlichten Gedichte von Byron und Scott machten ihm große Freude. Das Vergnügen, das ihm die Poesie machte, wurde allmählich schwächer und nach seinem zurückgelegten dreißigsten Jahre ließen ihn die Dichtungen eines Milton, Gray, Coleridge, Shelley kalt, die ihn früher entzückt hatten. Gegen Ende seines Lebens schrieb er: „Jetzt kann ich es schon seit vielen Jahren nicht ertragen, eine Zeile Poesie zu lesen; ich habe vor Kurzem wieder versucht, Shakespeare wieder zu lesen, ich fand ihn aber so unerträglich langweilig, daß es mich zum Absehn brachte.“ — Dagegen empfand er im höheren Alter großen Gefallen an Romanen. Er sagt: „Auf der anderen Seite sind Romane, welche das Werk der Einbildungskraft sind, auch wenn sie nicht allerersten Ranges sind, mir schon Jahre lang eine wunderbare Erholung und Freude gewesen, und ich segne oft alle Romanschreiber.“ Wie Francis Darwin berichtet, las ihm gewöhnlich Frau Darwin vor. „Das laute Vorlesen“, sagt Francis, „ließ ihn häufig Einschlafen und er pflegte dann zu bedauern, daß er Teile eines Romanes dadurch verloren habe; denn meine Mutter las immer ruhig weiter, damit ihn nicht die Unterbrechung des Lautes erwecke.“ Romane, die unglücklich endeten, liebte er nicht.

Nicht nur Forscher, sondern auch andere geistige Arbeiter ändern bekanntlich mit zunehmendem Alter ihren ästhetischen Geschmack hinsichtlich der Dichtkunst. Derjenige, der als Gymnasiast die Lauragedichte Schillers, die glühenden Strophen in Schulzes „Bezauberter Rose“ oder die schwermütigen Verse Lenau's mit Begeisterung gelesen hat, wird sich in späteren Jahren eher der abgeklärten Poesie Goethe's zuwenden oder so wie Darwin gute Romane

lyrischen Gedichten vorziehen. Mit großem Interesse las Darwin bis ins höchste Alter Bücher über Geschichte, Biographien, Reisen und Essays über Gegenstände aller Art. Des Verlustes des Geschmacks an lyrischer und dramatischer Poesie empfand Darwin lebhaft und bezeichnet ihn als merkwürdig und beklagenswert. „Mein Geist“, schrieb er ein Jahr vor seinem Tode, „scheint eine Art Maschine geworden zu sein, allgemeine Gesetze aus großen Sammlungen von Tatsachen herauszumahlen; warum dies die Atrophie desjenigen Teiles meines Gehirns verursacht haben könnte, von welchem die höheren Geschmacksentwicklungen abhängen, kann ich nicht verstehen. Ein Mensch mit einem Geiste, welcher höher organisiert und besser veranlagt wäre als meiner, würde, wie ich vermute, dies nicht erfahren haben; und wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, so würde ich es mir zur Regel machen, wenigstens alle Wochen einmal etwas Poetisches zu lesen und etwas Musik anzuhören; denn vielleicht würden dann die jetzt atrophierten Teile meines Gehirns durch Gebrauch tätig erhalten worden sein. Der Verlust der Empfänglichkeit für derartige Sachen ist ein Verlust an Glück und dürfte möglicherweise nachteilig für den Intellekt, noch wahrscheinlicher für den moralischen Charakter sein, da er den gemüthlich erregbaren Teil unserer Natur schwächt.“

Diese Worte Darwins bezeugen, so wie viele Aussprüche von ihm seine Wahrhaftigkeit und Selbsterkenntnis einerseits, sowie seine geradezu rührende Bescheidenheit andererseits. So hatte er z. B. die Empfänglichkeit für Musik, obgleich er selbst nicht musikalisch war, bis ans Ende seines Lebens behalten. Sein Sohn Francis berichtet, daß er besonders Stellen aus Beethovens Symphonien und Stücke von Händel gern hörte. Er hatte sich sogar eine kleine Liste von all den Stücken, die seine Frau spielte und die er besonders gern hörte, angelegt. „Als ihm im Juni 1881 Hans Richter in Down einen Besuch machte, geriet er über dessen prachtvolle Leistungen auf dem Pianoforte in großen Enthusiasmus. Er erfreute sich sehr an gutem Gesang und wurde durch großartige und pathetische Gesänge beinahe zu Thränen gerührt. Es war für ihn ein sich nie mindernder Genuß, wenn seine Nichte Lady Farrer Sullivans: „Will he come“ sang.“

So hatte denn der große Naturforscher, der ein Meister der Beobachtung war und im genauen Wägen und Zählen, im Aufzeichnen und Ordnen kaum zu übertreffen wäre, genügenden Sinn für ästhetischen Geschmack behalten und auch sein moralischer Charakter scheint durch seine großen Verstandesarbeiten nicht gelitten zu haben, wenn man bedenkt, daß seine Güte und Geduld, seine Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit mustergiltig genannt werden dürfen. Im Vordergrund seiner geistigen Tätigkeit stand selbstverständlich die induktive Arbeit des Geistes, so daß er unverbrüchlich aus den Tatsachen allgemeine Gesetze abzuleiten bemüht war. Und dieser Vorgang vollzog sich bei ihm so genau und so sicher, wie die Arbeit einer guten Maschine.

Ein treffliches Beispiel ist somit Darwin dafür, daß Verstandesmenschen recht wohl die Gemütsbewegungen des Alltages verstehen können, daß ihnen das Edle und Schöne im Menschenleben nicht fremd zu werden braucht, daß sie nicht zu „vollständig entseelten und mechanisierten Menschen“ herabsinken müssen. Solche „berechnend“ Leute können nicht selten in den Reihen jener gefunden werden, die mit Vorliebe von ästhetischen und ethischen Gemüts- und Seelenregungen sprechen.



## Ein Kulturdokument

Aus dem Prospekt einer Glaswarenfirma in Berlin:

Letzte Neuheit! Geselzlich geschützte, gerechtes Aussehen erregende Neuheit: Der segnende Heiland mit beweglichem Arm.

Die Statue ist mit Musik montiert und während das Werk spielt, segnet der Heiland durch Auf- und Abbewegung des rechten Armes.

Die Statue ist 38 cm groß mit Bldglas vorne versehen, aus rosa oder weiß mattem Glas, ein Kunstgegenstand ersten Ranges.

... Es ist Pflicht eines jeden guten Christen, heute auf der Hut und auf das Seelenheil seiner Kinder mehr wie früher bedacht zu sein. Als vorzügliches Mittel gegen allerlei Versuchungen des bösen Geistes erscheint die zeitgemäße, große Erfindung des segnenden Heilandes sehr geeignet. Der Anblick dieser herrlich ausgeführten Figur unsres Herrn und Heilands macht auf jeden einen tiefen und unvergeßlichen Eindruck. Die Figur ist vom bekanntesten Professor Herrn Franz Barwig meisterhaft modelliert und von einem findigen Kopf mit einem unsichtbaren Mechanismus versehen, welcher die schöne Statue wie lebend vor unseren Augen erscheinen läßt. Zieht man die im Sockel angebrachte Spieldose auf, erklingt die Melodie des bekannten . . . Segenliedes und gleichzeitig bewegt der Heiland langsam und feierlich segnend den erhobenen rechten Arm. Auf den schönen, originalgetreuen (!) Gesichtszügen glaubt man dabei förmlich die ganze Leidensgeschichte des Heilands lesen zu können. Das ist der Heiland, der für uns geblutet und am Kreuze gestorben ist. Kein Mensch kann sich angesichts dieser wunderbaren Figur einer tiefen Rührung erwehren. Möge nun diese schöne Neuheit zu Nutz und Frommen der Religion recht große Verbreitung in allen christlichen Familien finden und allen guten Christen wahren Gottessegens ins Haus bringen. Verkaufspreis postfertig Mk. 12, Einkauf per Stück Mk. 7.

„Diesen wahren Gottessegens“ empfehlen wir allen Beteschwestern und Betbrüdern.



## Ebenfalls ein Kulturdokument

In der „Brassói lapok“ schreibt ein „h“ unterzeichneter Armutsritter über das Schumannquartett A-dur: „In dem zweiten Kammermusikabend der neuen Zielgesellschaft hörten wir Schumanns A-dur quartett, welches „széteső, szintelen, mondanivalóan szegény vonosnégyes“ ist. — Armer Schumann! Auseinanderfallend, farblos, mit einem Wort arm „wird“ dein köstliches, feines, so unendlich intimes Quartett genannt? Ja, ja, für solche Leute sollst du es auch bleiben, denen die hohe Kunst ein siebenmal verrammeltes Paradies ist. Unerhört ist aber solch dreiste Ausdrucksweise. Denn hat man keinen weiteren Gesichtskreis als „Zigányszerelem“ und „Zerkowitz“, soll man doch soviel Achtung haben die Namen unserer großen deutschen Meister nicht in den Lästermund zu nehmen. — Das Hündchen kläfft auch ärgerlich den Mond an und dennoch strahlt er erhaben und ewig jedem verständigen Schwärmer lauterste Schönheit.

E. S.

## Unser III. Musikabend

Immer mehr bürgern sich unsere Musikabende ein. Diesmal war der Saal fast völlig ausverkauft. Der Grund ist wohl, daß unsere Darbietungen auf ehrlicher Arbeit beruhen und wir nur Wertvolles auf unsere Vortragsordnungen bringen. Das Zutrauen der Kunstkenner ist in ständigem Anwachsen. Mit unentwegter Ausdauer wollen wir auch weiter für unsere hohe deutsche Kultur arbeiten. Wir werden niemals hinabsteigen in die Regionen der nach Beifall schießenden Alterkunst, sondern wollen die verständigen Kunstfreunde in die oft herben Höhen unserer wahren deutschen Kunst emporzuheben versuchen.

Unsern letzten Kammermusikabend können wir beruhigt zu den gediegensten Musikabenden zählen, die in den letzten Jahren bei uns stattfanden. Das A-durquartett von Schumann ist kein Schlager. Es ist ein feinnerviges, rhythmisch entzückendes Musikwerk, mit welchem freilich Operettenbewunderer nichts anzufangen wissen (siehe „Brassói lapok“), an dem aber Musikverständige ihre tiefste Freude haben müssen, insbesondere in der liebevollen, vorbildlich unaufdringlichen Vorführung unserer Quartettkünstler. Das ewigschöne Forellenquintett mit seiner kristallklaren Freude am Wohlklang bot ebenso einen ungetrübten Genuß.

Wir begrüßten an diesem Abend zwei neue Helfer bei unseren Kulturbestrebungen Herrn Kapellmeister Ernst Lorenz, als klassischen Violaspieler und Herrn Franz Theimer, unsern bewährten Baßgeiger.

## Unsere Musikabende.

Die Vortragsordnung für Mittwoch den 17. März.  
Robert Schumann: Spanisches Liederpiel Op. 74.

Inhalt:

1. Erste Begegnung. (Sopran und Alt.)
2. Intermezzo. (Tenor und Baß.)
3. Liebesgram. (Sopran und Alt.)
4. In der Nacht. (Sopran und Tenor.)
5. Es ist verraten. (Sopran, Alt, Tenor und Baß.)
6. Melancholie. (Sopran.)
7. Geständnis. (Tenor.)
8. Botschaft. (Sopran und Alt.)
9. Der Contrabandiste. (Baß.)
10. Ich bin geliebt. (Sopran, Alt, Tenor und Baß.)

Als Einleitung des Abends singt Herr Dr. Hans Copony eine Wagnerarie.

Mitwirkende: Sopran, Frau Josefina Breß Baumann. Alt, Frau Lula Gärtner-Dörschlag. Tenor, Herr Dr. Hans Copony. Baß, Herr Dr. Wilhelm Knopf. Am Klavier Kapellmeister Emil Honigberger.

Schon jetzt kündigen wir für den 10. April einen Kompositionsabend mit Werken unseres verehrten Musikdirektors von Hermannstadt J. L. Bella an. Es kommen ein Streichquartett von ihm, einige Violinstücke und eine Klaviersonate zur Aufführung, welche die hochbegabte Professorin für Klavierspiel am Klausenburger Konservatorium Fr. Boileanu spielen wird. — Wir kommen auf diesen hochinteressanten Abend noch zu sprechen. Ebenfalls in Vorbereitung ist ein Brahmsabend.

**Berichtigung.** Der Verfasser des Hermannstädter Musikberichtes im vorigen Hefte soll heißen: Dr. Ranko Burmaz.



Selene Whets: Lithographie.

**Tagebuchblätter**

Von H—h. (Kronstadt)

Die Tugendlehre der Menschen hat es zu merkwürdigen Gedankenverbindungen gebracht: sie verlangt Werte, die sie zu leugnen fordert, sie verdammt die Heuchelei und zieht sie doch groß, sie ruht nicht, bis der Aufrichtige sich falsch erweist.

Rücksicht und Schonung ist etwas so ungewöhnliches, daß die meisten eher alles andere in ihr vermuten, als die liebevolle Absicht dessen, der sie übt.

Wert ist ein relativer Begriff. Nur wer Eigenwert hat, kann den fremden erkennen.

Du nennst es Selbsterkenntnis? siehe doch, es ist verblendete Selbsttäuschung — Menschenkenntnis? nein: engherzige Voreingenommenheit.

Mit Recht nennt man die Valutaspekulation ein schmutziges Geschäft. Sie feilscht um Geld. — Die Politik schachert mit Menschenseelen!

Mensch sein, heißt Komödiant sein: wem seine Vortrefflichkeit nicht geglaubt wird, lügt sie sich selber vor. Das Selbst ist gar zu leicht mit sich zufrieden.

Nicht darauf kommt es an, wer etwas sagt, sondern darauf, was jemand sagt; und doch kommt es in den meisten Fällen darauf an, wer etwas sagt: wo der Hammel läutet, da laufen die Schafe hin.

Die Illusion persönlicher Selbständigkeit formt aus Vorurteilen Grundsätze. Ich habe viele Menschen gefunden, die die Illusion persönlicher Selbständigkeit in blendenden Betrachtungen ganz energisch für sich festhalten (die Energie ist hierbei ebenso illusorisch). Sie verstecken sich vor sich selbst und finden sich nicht. Zuerst bewußt, bald unbewußt tun sie's und gebären so ihre Illusion.

Mancher und Manche strebt nach unbedingter Herrschaft in der Ehe. Der Teufel, der sich zum Tyrannen aufwirft, macht seinen vermeintlichen Gewinn zum sichern Verlust, tauscht für warmes Leben den kalten Tod ein, meint die Seele des andern zu umfassen und umarmt seinen Leichnam.

Lieber unglücklich verheiratet sein, als gar nicht! — Welch ein Abgrund von Gedankenlosigkeit und Liebesarmut! Mit ihren Ansprüchen steigt und fällt die Persönlichkeit.

Die meisten Ehen verunglücken an Rechthaberei: an dem unglücklichen Wahn, daß Recht behalten, Recht haben heißt.

Ein Mann, der eine Frau wahrhaft achtet, wird ihr nicht hoffieren. Eine Frau, die sich wahrhaft achtet, wird sich nicht hoffieren lassen. Wahre Achtung schließt alles bloße Getändel aus, das hüben wie drüben erniedrigt.

Die Männer sind naiver als die Frauen, weil sie zur Falschheit nicht angehalten wurden.



Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

## Zeichen- und Skizzierkurs Ernst Honigberger

Unterricht im Zeichnen nach lebendem  
Modell (Kopf, Kostüm, Halbakt, Akt)  
Täglich von 5—7 Uhr nachm.

Anmeldung: Hirschergasse 8  
Kronstadt.

**Julius Nedoma**  
 Modewarenhandlung  
**Kronstadt**

4-24

Hotel  
 Aktiengesellschaft  
**Hotel „Krone“**  
**Kronstadt**  
 Haus ersten Ranges  
**Caffee-Restaurant**

8-24

Werkstätte für kunstge-  
 werbliche Holzarbeiten  
**Heinrich Tekles**  
**Kronstadt**  
 Waisenhausgasse 5.

6-6

**Josef Grimm**  
 Fabrik für Bautischler-  
 arbeiten und Möbel  
**Kronstadt**  
 Rumänische Kirchengasse 101.

7-24

**G. A. REISSENBERGER**  
 Mediasch  
 Verlags- und Sortimentsbuch-  
 handlung, Schreibwaren,  
 Papierwaren  
 Buchdruckerei  
 Buchbinderei und Präge

6-6

**Konditorei**  
**Friedrich Flagners** Nach-  
 folg.  
 HEINRICH HERMANN  
 Kronstadt, Klostersg. 12.  
 Erstklassiges Gebäck,  
 Chokolade, Kakao.  
 Täglich frisches  
**Teegebäck.**

8-12

Spezialwerkstätte für  
 Feinmechanik

**HANS CLOOS**  
 Kronstadt, Rosenanger Nr. 6  
 Reparaturen von Schreib-, Rechen-  
 und Nähmaschinen, Apparaten, In-  
 strumenten und sonstigen fein-  
 mechanischen Artikeln  
 Ständiges Lager von  
**Schreibmaschinen**  
 u. den dazu gehörigen Bestandteilen

8-24

**Kronstädter Werkstätte**  
**Michael-Weißgasse 28.**

**Abendkleider**  
**Straßenkleider**  
**Kostüme**  
**Mäntel**  
**Sportkleider**  
**Hauskleider**  
**Umarbeitungen**

**Kunstgewerbliche Arbeiten.**

6-6

**Johann Hubbes**  
 Werkstätte für moderne Möbel,  
 Bau, Portale u. Innendekoration  
**Kronstadt**  
 Langgasse 149—151

7-13

# LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,  
Glas, Porzellan,  
Tafelglas, Spiegel, Lampen,  
Bilderrahmen, China-  
silberwaren usw.  
Import-Export.



## Braşov — Kronstadt — Brassó

5 Telegramme: Laropa, Braşov ■ Filiale: Nagyenyed ■ Telephon Nr. 159

## Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau  
u. Bauunternehmung  
Cementwaren und  
Kunststeinfabrik

### == KRONSTADT. ==

9



BITTE  
SCHUTZMARKE  
UND  
ORIGINALPACKUNG  
GENAU ZU

BEACHTEN  
U. NACHAHMUN-  
GEN  
ZURÜCKZU  
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER  
DELIKATESSEN-HONIGKUCHEN,  
BISQUITS U. KAKES-FABRIK  
**RUDOLF ELGES SÖHNE**  
KRONSTADT  
LANGGASSE 40

NIEDERLAGEN: BUCAREST, STR.ACADEMIEI 47  
HERMANNSTADT, ELISABETHG. 64

6

Werkstätte für Kunst-  
möbel und Innendeko-  
ration, Portal- und Bau-  
tischlerei

### Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66-68.

11-12

## Graphische Kunstanstalt G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt  
Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,  
Geschäftspapiere, Apotheker-  
Packungen, Etiketten etc.

10-12

Buchhandlung  
**Eduard Kerschner**  
Kronstadt  
Ankauf moderner Romane und  
Klassiker-Ausgaben

10-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:  
Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresnormierung K 72 — Einzelnummer K 4 — Anzeigen 1/12 Seite für 1/4 Jahr K 100  
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feringer, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.